

Fußball & Identität

Ballwechsel: Matthew P. Booth

einzigster weißer Nationalspieler in der Startelf von Bafana Bafana

Nervt es Sie eigentlich, wenn Journalisten zum x-ten Mal fragen, was es für ein Gefühl ist, der einzige weiße Spieler in der Nationalmannschaft zu sein?

Ich kann gut verstehen, dass vor allem die Journalisten aus dem Ausland vor dem Hintergrund der südafrikanischen Geschichte daran interessiert sind. Ich bin nicht genervt...In der Mannschaft, die 1996 den Africa Cup gewonnen hat, waren sechs weiße Spieler. Dass ich beim Confed-Cup der einzige Weiße im Team war, war Zufall. Wir haben sehr gute weiße Spieler in Südafrika, und es ist längst noch nicht klar, wer am Ende für den WM-Kader nominiert wird. Allerdings muss man einfach sehen, dass das Team auch die proportionalen Gegebenheiten in unserem Land widerspiegelt. Natürlich spielen viel mehr Schwarze und Coloureds in der Nationalmannschaft.

„Die Rugby-Weltmeisterschaft

Nun einmal zu den Zuschauern: Wie kommt es, dass weiße Südafrikaner Fußball generell nicht besonders mögen und viel lieber Rugby oder Cricket schauen?

Das stimmt nicht. Auch die weißen Südafrikaner lieben Fußball. Allerdings schauen sie sich europäischen Fußball an. Sie sitzen lieber zu Hause vor dem Fernseher und verfolgen die englische oder spanische Liga, als ins Stadion zu gehen und heimische Mannschaften anzufeuern...

Das liegt einfach an dem guten Produkt, dass der europäische Fußball bietet. Tolle Atmosphäre in ausverkauften Stadien und grandioser Fußball dazu.

Wer wird Weltmeister?

Neben Bafana Bafana? Die Brasilianer gehören immer zu den Top-Favoriten. Aber auch die Niederlande sind diesmal ganz stark. Die afrikanischen Teams sind noch nicht so weit, aber meiner Meinung nach wäre es auch mal Zeit für einen echten Underdog, wie z.B. Paraguay. Die Deutschen sind in Turnieren immer gut. Ich glaube nicht, dass es zum Titel reicht, aber sie werden definitiv unter den besten vier Teams landen.

hat Südafrika nicht geernt.“

Sie sagen, Südafrika hat viele gute Spieler – das müsste es doch auch gute Trainer geben. Wie kommt es, dass Bafana seit Jahren auf brasilianische Teamchefs setzt? Ist es nicht Zeit für einen südafrikanischen Trainer?

Das stimmt, wir haben zwei oder drei hervorragende südafrikanische Trainer. Ich denke, dass man aber bei der WM im eigenen Land, bei einem Turnier dieser Größenordnung, so gut es geht imponieren will. Carlos Parreira hat die Erfahrung, die wir im Hinblick auf eine erfolgreiche WM brauchen. Nach der Weltmeisterschaft wird es aber einen Trainerwechsel geben, und Bafana wird einen südafrikanischen Trainer bekommen. Da bin ich sicher.



Immer wieder wird in den Medien Bezug auf den Gewinn der Rugby-Weltmeisterschaft 1995 im eigenen Land genommen: Der Moment, als Nelson Mandela dem Kapitän der Springboks, Francois Pienaar, den Pokal übergibt, gilt als die wahre Geburtsstunde der „Regenbogennation“. Kann die Fußball-WM einen ähnlich einenden Effekt auf die immer noch gespaltene südafrikanische Gesellschaft haben?

Ich glaube nicht daran. Die Rugby-Weltmeisterschaft hat Südafrika nicht geeint. Vielleicht für den Moment, für das Finale: da stand ganz Südafrika hinter der Mannschaft. Aber am Ende war das Land so geteilt wie vorher. Das gleiche gilt im Fußball. In der Jugend zum Beispiel spielen alle Südafrikaner - schwarz, weiß, coloured oder was auch immer - gemeinsam. Das ist gut so. Die Kinder lernen heute viel mehr voneinander und von den jeweils anderen Kulturen. Aber am Ende, nach dem Training, geht das eine Kind zurück in sein Township und das andere in seinen reichen Vorort. Der einzige Weg, das Land zu einen, geht über die wirtschaftliche Entwicklung. Die Diskrepanz zwischen arm und reich ist hier so groß, da muss sich etwas tun. Aber das kann der Sport nicht leisten.

Söldner oder Superstars?

Weihbischof Jörg Michael Peters, Trier

Großereignisse des Sports sind beliebte Anlässe, die Frage nach seiner gesellschaftlichen Relevanz und Vorbildfunktion aufzuwerfen. Alle zwei Jahre wird der olympische Geist beschworen und auf die hehren Ziele einer olympischen Erziehung verwiesen. „To built a better world through sports“ lautet ein ambitioniertes Motto des Olympismus. Fußball-Weltmeisterschaften werden als multikulturelle Feste inszeniert, wenn die gesamte Welt zu Gast bei Freunden ist.

Die zwei Seiten der Medaille

Und in der Tat: Wer erinnert sich nicht gerne an das Sommermärchen 2006, als Fans aus allen Ländern beim „Public Viewing“ gemeinsam die Spiele verfolgten und feierten. Viele, die sonst ein distanzierteres Verhältnis zum Sport pflegten, ließen sich mitreißen. An solchen Tagen erlebt man etwas von der völkerverbindenden, der friedlichen Kraft des Sports.

Zinedine Zidane revanchiert sich im Finale 2006 mit einem Kopfstoß für die Provokationen von Gegenspieler Marco Materazzi.

Nicht vergessen sind aber auch die Ereignisse bei der Fußball-Weltmeisterschaft 1998 in Frankreich, als deutsche Hooligans den Polizist Daniel Nivel halb totschlugen. Wir beobachteten Ausschreitungen und Rassismus in den Stadien. Die eigenen Stars werden verehrt, Spieler gegnerischer Teams mit Bananen beworfen. Anhänger verschmähen Fußballer als Söldner, wenn sie für ihr Gehalt nicht den erwarteten Einsatz bringen und nach dem Abstieg oder für noch mehr Geld zum nächsten Verein wechseln. Mannschaften flüchten vor gewaltbereiten Zuschauern in die Kabinen ... Die Beantwortung der Frage nach der gesellschaftlichen Relevanz und Verantwortung des Sports im Allgemeinen



(Fußball-)Götter oder doch nur Sterbliche? Statue von dem englischen Fußballspieler Bobby Moore, der 1966 als Kapitän die englische Nationalmannschaft zum Sieg führte. © James Butler, flickr.com

und des Fußballs im Besonderen verlangt sowohl eine nüchtere Betrachtung der Gesamtheit seiner Phänomene als auch die Unterscheidung zwischen Normativität und Deskriptivität – oder anders ausgedrückt: zwischen dem, was beispielsweise der Fußball sein soll bzw. im Idealfall zu sein vermag, und seinen alltäglichen Erscheinungsformen. Der Sport steht – wie auch die Kirche – in dieser Spannung.

Fußball als gesellschaftliches Teilsystem

Der Sport ist zudem kein geschlossenes System. Vielmehr befindet er sich in vielfältigen Wechselbezügen zu anderen gesellschaftlichen Teilbereichen. Komplexe und zugleich ambivalente Entwicklungen wie die Ökonomisierung, Medialisierung und Globalisierung, der wissenschaftliche Fortschritt, die gesellschaftliche Mobilität und Beschleunigung, die Ausdifferenzierung

gesellschaftlicher Teilbereiche und ihre zunehmende Verflechtung wirken auf ihn ein. Der Sport ist Teil der Gesellschaft: Er ist nicht besser, aber auch nicht schlechter als sie.

In der jüdisch-christlichen Tradition bezeichnet „eid_lon“ das Götter- bzw. Götzenbild im Unterschied zum einen und lebendigen Gott.

Was vermag der Fußball vor diesem Hintergrund für die Gesellschaft zu leisten? Welche Vorbildrolle können Fußballer übernehmen? Sollen Fußballer überhaupt Idole für Kinder und Jugendliche sein? Als Theologe muss ich sagen: Um Gottes Willen: Nein! Sportler als Idole wären nichts anderes als Götzen und Objekte götzendienerischen Verehrung. Denn der Begriff „Idol“ leitet sich vom Griechischen *eid_lon* bzw. vom Lateinischen *idolum* ab und bedeutet Gestalt, Gebilde, aber auch Schatten- oder Trugbild.

Neben diesem theologischen Vorbehalt gegen eine Heldenverehrung gilt es auch um des Sports und der Sportler willen, diese vor einer Instrumentalisierung und Vereinnahmung zu schützen. Welcher Druck lastet auf den Schultern eines – wenn auch gut bezahlten – Anfang Zwanzigjährigen, der für das Wohl und Wehe nicht nur seines Vereins, sondern der ganzen Stadt verantwortlich ist? Welche Anforderungen werden an Jugendliche aus Afrika oder Südamerika gestellt, die Talentscouts in die europäischen Ligen locken: mit der Verheißung nicht nur einer sportlichen Karriere, sondern auch des sozialen Aufstiegs, nicht nur für sich, sondern für die gesamte Familie.¹

Das Los der Fußballgötter

Der Fußball ist ein Spiegelbild unserer Gesellschaft. An ihm lassen sich Konsequenzen der Ökonomisierung und Verabsolutierung des Leistungsprinzips ablesen. Folgen sind Bournout, Depressionen und die Versuche, durch die Einnahme von verbotenen Substanzen die eigene Leistungsfähigkeit zu beeinflussen (Doping). Ausfälle oder Ausbruchsversuche werden kaum verziehen. Die Folgen einer permanenten Überforderungen kön-

¹ Vgl. dazu The Observer vom 10. Juni 2007: Inside the football factories that feed the beautiful game, <http://www.guardian.co.uk/world/2007/jun/10/football.theobserver> (17.03.2010).

nen wir nicht erst seit dem tragischen Tod des Nationaltorhüters Robert Enke, dem vorzeitigen Karriereende des talentierten Sebastian Deisler oder an „gestürzten Fußballgöttern“ beobachten, die das Ende ihrer Karriere und der öffentlichen Zuwendung nicht verkraften, in die Sucht abgleiten oder in fast tragisch-komischer Weise die Seiten der Regenbogenpresse füllen. Dies ist die eine Seite.

Der Fußball kann andererseits wie der gesamte Sport im positiven Sinne einen gesellschaftlichen Beitrag leisten, wenn wir nicht in die Falle seiner Überhöhung und damit zugleich der Überforderung tappen. Voraussetzung für den Vorbild- oder Modellcharakter des Fußballs ist, dass er sich im Rahmen seiner Werte und Regeln bewegt.

„Der Sportler, der Mensch steht im Mittelpunkt!“

In diesem Sinne hat sich Ende 2007 der DJK-Sportverband mit einer Integrationskampagne an die Öffentlichkeit gewandt und deutlich gemacht: Der Sportler, der Mensch steht im Mittelpunkt! Integration gelingt gerade im Blick auf Sport mit ausländischen Mitbürgern, Sport mit Handicaps und Sport in sozialen Brennpunkten.²

Gerade der Fußballsport vermag Haltungen und Tugenden zu vermitteln, die für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft wichtig sind: Er lehrt Respekt gegenüber dem Mitspieler wie dem sportlichen Gegner; das Zusammenwirken in einer Mannschaft, in der sich der Einzelne für den gemeinsamen Erfolg zurücknimmt (der Fußballer, der einen Blick für den besser positionierten Teamkollegen entwickelt); das Vertrauen auf den Mitspieler, welcher sich genauso auf mich verlassen können muss. Kinder und Jugendliche erfahren eine Gemeinschaft mit festen Regeln. Sie lernen Ausdauer und Disziplin durch ständiges Wiederholen im Training, den Umgang mit Rückschlägen und Niederlagen, das harte Arbeiten für ein Ziel.

Am Fußball lassen sich weitreichende Konsequenzen der Ökonomisierung und Verabsolutierung des Leistungsprinzips erkennen.

² Vgl. auch: Deutsche Bischofskonferenz/Evangelische Kirche in Deutschland/Deutscher Olympischer Sportbund (Hg.): Gemeinsam Gesellschaft gestalten. Integration durch Kirche und Sport, Bonn/Hannover/Frankfurt 2007.

Der ehemalige Manager von Werder Bremen und heutige UN-Sonderberater für Sport, Willi Lemke, verwendet das Bild von der Eisenbahn, um die gesellschaftliche Kraft des Fußballs zu veranschaulichen: In der Lokomotive sitzen die Stars, welche die Kinder dazu bringen, Sport zu treiben. In den Waggons hinter der Lokomotive befinden sich andere Sportler, die zwar die Perfektion der Spitzenspieler nicht erreichen, sich aber für die anderen Passagiere einsetzen, beispielsweise als ehrenamtliche Übungsleiter arbeiten, und den anderen auf diese Weise ein Vorbild sind. Sie verkörpern die Chance eines möglichen Aufstiegs; sie stehen für die Hoffnung: Einer von uns hat es geschafft. Jeder kann es schaffen! Alle können auf den Zug aufspringen, mitfahren und sich mit ihm identifizieren.³ So ist die Fußball-Weltmeisterschaft nicht nur ein Projekt für Südafrika, sondern für den gesamten Kontinent, der für einen Monat ins Zentrum der Weltöffentlichkeit rückt.

Fairness nicht nur auf dem Spielfeld

Fußball verbindet Menschen über ihre soziale, religiöse und kulturelle Herkunft hinweg. Gemeinsam spielt man nach verbindenden Regeln – auch gegen Teams aus Ländern, zu denen man im politischen Konflikt steht; gemeinsam freut man sich oder leidet man. In diesem Sinne kann Sport ein Mittel für Entwicklung und Frieden sein. Gerade deswegen unterstützen die UN, aber auch die kirchlichen Werke und Hilfsorganisationen wie Misereor oder „Brot für die Welt“ Projekte im Schnittpunkt von Jugendarbeit und Sport.⁴ Namhafte Spitzenspieler und Vereine engagieren sich in diesem Bereich.

Mit anderen Worten: Fußballstars können gerade dann für Kinder und Jugendliche zu Vorbildern werden, wenn sie sich den Werten des Sports entsprechend verhalten und exemplarisch das vorleben, was den Fußball auszeichnet und schön macht – wenn sie in diesem Sinne nicht mehr, aber auch nicht weniger als gute Sportler sind!

³ Vgl. Frankfurter Allgemeine vom 19. März 2010: Lokführer Lemke unter Dampf.

⁴ Zum kirchlichen Angebot zur Fußball-Weltmeisterschaft 2010 in Südafrika vgl. die Seite der Südafrikanischen Bischofskonferenz www.churchontheball.com.

Typisch Afrika!

Von Maria Kind

Kein Intro ohne Löwen, kein Jingle ohne Trommel: Als globales Medienereignis bombardiert „Südafrika 2010“ unsere Netzhäute, Trommelfelle und Imaginationen dieses Sommers mit so viel Afrika wie nie. Der „vergessene Kontinent“, er heißt dieses Jahr nicht Afrika. Doch welchen Kontinent transportieren uns die Medien da? Bringen sie uns die Ferne wirklich nah oder fackeln sie nur ein buntes Feuerwerk der Klischees über der „dunkel lockenden Welt“ ab?

Chakalaka Style ... natürlich bekommt auch der ordinäre heimatische Couch-Kicker ohne Flug- und FIFA-Ticket das „einzigartige afrikanische Genusserlebnis“ aufgetischt. Was auch immer das Afrikanische oder das Einzigartige an der eigenwilligen Tiefkühlpizza-Kreation sein mag: Die Hauptzutat ist eine kräftige Portion Stereotyp. Doch auch Stereotypen können schmecken, sie sind an sich nicht das Problem. Das Problem liegt, wie so oft, in der erst verabreichten, dann konsumierten Menge – wenn nicht nur der Tiefkühlpizzabäcker auf *Chakalaka* setzt, sondern auch der Präsentator oder gar Journalist im geschrumpften Füllprogramm zwischen den Werbepausen. Das Problem liegt darin, dass ein Großteil der deutschen Öffentlichkeit meist nicht mehr von Afrika erfährt als eben diese werbewirksam vermittelte Gewürzmischung aus Klischees und verzerrten Bildern. Das Problem ist das Abstumpfen der Geschmacksnerven für die Vielfalt des Kontinents.

Stereotype müssen nicht zwingend Rassismus und Arroganz widerspiegeln. Auch „Freundbilder“ sind nicht frei von Klischees.

Von Safari, Sonnenuntergängen und Stammeskriegen

Obwohl es nicht *das* eine allgemeingültige, homogene deutsche Afrikabild gibt, sind dennoch einige Klassiker dominanter Stereotype zu nennen. Diese dienen dem Unerfahrenen – und vor allen dem



Unwissenden – als mentales Grundmuster, mit dem er sich die weißen Flecken auf der imaginären Karte des „schwarzen Kontinents“ mit Bildern füllen kann.

Diese primär durch die Medien vermittelten Bilder bewegen sich zwischen den geheimnisvollen Mythen und Geschichten im Dschungel, die das Abenteuer Afrika bereithält, und blutrünstigen nackten Kriegern, die sich im „Herz der Finsternis“ scheinbar völlig grundlos die Köpfe einschlagen.

Ein immer wiederkehrendes Bild – insbesondere in Filmen und Romanen – sind die Khaki-tragenden Safari-Helden, die sich auf einem Selbstfindungstrip in das Abenteuer Afrika stürzen. Kulisse hierfür sind atemlose Weiten, goldene Sonnenuntergänge und grandiose Tierlandschaften. Die Bewohner dieses Naturparadieses kommen in diesen ach so afrikanischen Abenteuer Geschichten – wenn überhaupt – nur als integraler Bestandteil der Natur vor.

Die Wurzeln vieler dieser noch heute existierenden Bilder und Vorstellungen Afrikas sind tief in der Kolonialzeit verankert.

Werden einmal die Menschen des Kontinents in den Vordergrund gerückt, dann aufgrund ihrer ausgeprägten Musikalität, des Rhythmus im Blut oder der wohl-geformten Körper(teile). Während die Einen sie als wilde, triebhafte, grausame und irrationale Primitive stigmatisieren, dominiert in anderen Darstellungen eine Infantilisierung des Afrikaners. Afrikaner werden hier als Kinder stilisiert, die durch Abhängigkeit, Unfähigkeit, Ignoranz, und Irrationalität gekennzeichnet sind. Als unmündige Wesen benötigen sie meist die Hilfe des großen Bruders aus dem Westen.

Dokumentationen und Nachrichten lassen uns zusammenzucken aufgrund der maßlosen und unerklärlich scheinenden Gewalt in Afrika, das von „Stammeskriegen“, Naturkatastrophen und Korruption geprägt ist. Die unterernährten, wasserbäuchigen Kinder werden von ihren – aufgrund des wohl bekannten, ausgeprägten Schnacksel-, pardon: Sexualverhaltens – mit HIV-infizierten Müttern auf dem Rücken getragen.

Kein Wunder also, so denkt der schauernde Konsument, dass die Afrikaner in Horden – denn der Afrikaner ist ja ein Gruppenmensch – an die europäischen Küsten geschwemmt werden.

Erklärungsnot

Fast alle dieser herrschenden Stereotype weisen auf eine Überlegenheit des Westens und damit einhergehend eine Unterentwicklung Afrikas hin. Dass Afrika und seine nicht zu verleugnenden Probleme in einen internationalen Kontext eingebettet sind, interessiert und wissen die wenigsten.



Je größer hierbei die räumliche Distanz, desto geringer das Wissen und desto größer die Gefahr von Vorurteilen und Stereotypen. Fremdbilder, die man von „dem Anderen“ zeichnet, gibt es nicht nur, weil es Unterschiede gibt. Soziale Vorurteile erfüllen auch viele gesellschaftliche Funktionen: Aufwertung der eigenen Gruppe, Sündenbock, Ventilsuche, Vereinfachungen. Realitätsferne und das Festhalten an rassistischen Stereotypen sind dabei kein irrationaler, sondern ein funktionaler Prozess, der Legitimation, Entlastung und Verschleierung schafft. Fakt ist, dass die Vorstellungen hierbei entweder ein unvollständiges und verzerrtes Abbild der Wirklichkeit oder gar reine Fiktion sind.

Afrika in der „Dramatisierungsfalle“

Man muss nur die morgendlichen Schlagzeilen in den Medien anschauen, um zu erkennen, dass Massenmedien insbesondere das

aufgreifen, was provokativ, sensationslustig, außergewöhnlich und krisenorientiert ist. Der Journalist und Afrikanist Lutz Mükke kritisiert, dass Berichte über die verschiedenen afrikanischen Länder und ihre Bewohner die kulturelle Distanz und Exotik überbetonen und dabei Alltagsleben, Normalität und Fortschritt vernachlässigen.

Rassistische Inhalte in den Medien sind meist nicht auf individuelle Journalisten, sondern auf das Mediensystem zurückzuführen.

Hinzu komme, so Mükke, dass aufgrund der Regionalisierungs- und Boulevardisierungstendenzen und der vordergründigen politischen und wirtschaftlichen Bedeutungslosigkeit Afrikas – mit wenig Ausnahmen – ohnehin wenig Interesse an Afrika bestünde. Diese Stereotypisierung des Kontinents verstärke wiederum den Ermüdungseffekt beziehungsweise den Afrika-Pessimismus der Redaktionen und der Leser – kurz gesagt: Afrika befinde sich in einer „Dramatisierungsfalle“. Selbstverständlich gibt es Ausnahmen. Die differenzierteren und ausführlicheren Medienberichte erreichen dann meist jedoch nur die bereits besser Informierten und vor allen die Interessierten.

Licht im „Herz der Finsternis“?

Bei der Frage, wie Afrika dargestellt werden soll, kann es nicht darum gehen, sich den Kontinent aus Bemühungen um „political correctness“ schön zu reden und somit ein verzerrtes Negativ-Image mit einem ins Positive verzerrte Bild Afrikas zu ersetzen. Wichtig ist vielmehr ein differenzierter Umgang mit der komplexen Realität des riesigen Kontinents mit all seinen schlechten und guten Geschichten.

Gerade hier bietet das Medienereignis Fußball-Weltmeisterschaft indes eine große Chance, denn zweifelsfrei gibt es immer noch: die guten Journalisten und die differenzierenden Medienformate. Und so werden wir, Inshallah, zwischen dem Trommeltremolo und der Savannen-Soap vielleicht doch auch die eine oder andere gut recherchierte feine Geschichte aus dem realen Afrika erfahren. Mit vielleicht etwas weniger *Chakalaka*, dafür aber etwas mehr authentischem Afrika-Genusserlebnis.

Seit wann arbeiten Sie in Afrika? Was waren Ihre Stationen (welche Vereine)?

Meine erste Station war in Kumasi/Ghana, wo ich von 2000 bis 2002 gearbeitet habe. Anschließend war ich 2004 für ein Jahr in Accra/Ghana tätig. Von 2005 bis 2007 habe ich die Kaizer Chiefs in Johannesburg trainiert, und seit November 2009 bin ich Trainer in Pietermaritzburg.

Was war Ihr schönstes Erlebnis in Afrika?

Da gibt es viele: verschiedene Cup-Gewinne, die Fortschritte einzelner Spieler oder Derbys wie Kaizer Chiefs vs Orlando Pirates oder Asante Kotoko vs Hearts of Oak.

Das besondere am Fußball in Afrika ist...

Der Fußball in Afrika ist oft leidenschaftlich, vielfach verspielt bis kindlich naiv. Allerdings gibt es viel entertainment bei zu wenig benefit.

Was ist an dem Vorurteil dran, dass Sie den afrikanischen Spielern erst einmal deutsche Disziplin beibringen müssen?

Das Einhalten von Positionen und das Erfüllen von Aufgaben in einem Verbund fällt den Spielern oft schwer. Daher ist es schon richtig: hier muss Disziplin geschult werden! In den vergangenen Jahren gab es hier aber schon erhebliche Verbesserungen!

„Hier muss Disziplin geschult werden!“

Gibt es Unterschiede in der Fußball-Philosophie zwischen Afrika und Europa (stimmt es, dass den Afrikanern ein 4:4 lieber ist als ein 1:0-Sieg?)

Derartige Ergebnisse passieren hier manchmal, oft by accident! Unvorbereitete Nachlässigkeiten in der Defensive lassen solche Ergebnisse zustande kommen.



Die WM 2010 wird ein Erfolg, weil...

...es die erste WM auf dem Kontinent Afrika ist. Südafrika wird als Team begeistern – auch bedingt durch die emotionale Unterstützung der Fans. Die WM wird ein Erfolg, weil die afrikanischen Qualifikanten durchweg eine ansprechende Rolle spielen werden und nicht zuletzt, weil die FIFA eine noch nie dagewesene Unterstützung bieten wird.

Die WM ist so wichtig für Südafrika, weil...

...man sich zum einen als Vertreter des Kontinents in Sachen Fußball beweisen muss. Zum anderen will Südafrika der Welt zeigen, welche Faszination das Land auch außerhalb des Fußballs bietet, und dass Probleme wie Kriminalität, gesellschaftliche Diversität etc. durchaus gemanagt werden können. Mit der WM sprechen die Südafrikaner auch eine Einladung für Touristen aus aller Welt aus!

W e m drücken Sie die Daumen? Deutschland oder Südafrika?

In dieser Reihenfolge: Deutschland, Südafrika!

Wo wollen Sie leben, wenn Sie im Ruhestand sind?

Südafrika ist eine von mehreren Optionen – und wird aktuell gewiss favorisiert.

Eine nationale Visitenkarte

Von Wolfram Pyta

Fußball ist weit mehr als ein Sport, er ist im Laufe des 20. Jahrhunderts nahezu überall auf der Welt zu einem erstrangigen Kulturgut avanciert. Die kulturelle Kraft des Fußballs liegt darin, dass er wie ein Magnet außersportliche Sinnbezüge anzieht und damit als Kristallisationskern von Vergemeinschaftungsprozessen fungiert. Fußball ist mithin eine ideale Projektionsfläche, um auf lokaler und auf regionaler, aber auch auf nationaler Ebene Identitäten zum Ausdruck zu bringen. Man wird sogar soweit gehen können, Fußball als eine wichtige kulturelle Antriebskraft beim Prozess des „nation-building“ anzusehen.

Die „Afrikanisierung“ des Fußballs

Dem Erfolg des Fußballs kam der Umstand zugute, dass er anders als Rugby und Cricket keine typisch englische Sportart war.

Nirgendwo hat der Fußball seine Fähigkeit zur Expression von Gemeinschaftsvorstellungen so eindrucksvoll wie in Afrika unter Beweis gestellt. Dabei war die Ausgangslage durchaus keine einfache: Bis auf Äthiopien und Südafrika unterstand der gesamte afrikanische Kontinent bis zum Beginn der Dekolonisierung Ende der 1950er Jahre europäischen Mächten.

Großbritannien als das Mutterland des Fußballs hatte zwar auch den Fußball in seine afrikanischen Kolonien importiert, damit aber die Absicht verbunden, diesen Sport als Mittel zur moralischen Erziehung und zur Unterordnung unter die vorhandenen Autoritäten einzusetzen. Doch auch in diesem Fall war der kulturelle Eigenwert des Fußballs mächtiger als die Versuche, ihn als Herrschaftsinstrument zu instrumentalisieren. Gerade in den britischen Kolonien Westafrikas machte sich die einheimische Bevölkerung im Verein mit allmählich entstehenden einheimischen Eliten den Fußball zu eigen und belegte

ihn auf diese Weise mit neuem Sinn. Damit war der kulturelle Nährboden geschaffen, um den Fußball seit den 1960er Jahren zu afrikanisieren, mit anderen Worten, er wurde Teil der afrikanischen Kultur.

Fußball erwies sich zunächst als willkommenes kulturelles Bindeglied, um vor allem in den gerade in ihre Unabhängigkeit entlassenen schwarzafrikanischen Staaten eine bis dahin nicht vorhandene nationale Identität zu konstruieren. Denn die Kolonialmächte hatten gerade in Afrika südliche der Sahara willkürliche Grenzen ohne Rücksicht auf ethnische Zugehörigkeiten gezogen, so dass nach der Dekolonisierung die jungen Staaten darauf angewiesen waren, nach geeigneten kulturellen Kräften für die erforderliche innere Nationsbildung Ausschau zu halten. Hier fiel dem Fußball eine zentrale Rolle zu, da er nicht kolonialistisch kontaminiert war und in die einheimische Kultur bestens integriert werden konnte.

Vom Außenseiter auf die internationale Bühne

Welche Bedeutung dem Fußball bei der Bildung nationaler Identität in solchen Staaten zufiel, mag ein Blick auf Kamerun verdeutlichen. In diesem zentralafrikanischen Staat, dessen ethnische Vielfalt und religiöse Heterogenität nicht untypisch für große Teile Afrikas ist, stellte der Fußball eine unentbehrliche Brücke zwischen dem ehemals von Frankreich beherrschten größeren Teil und dem ehemals britisch besetzten, kleineren Teil des neuen Staates dar. Die über den Fußball bekundete Zugehörigkeit zu einer gemeinsamen kamerunischen Nation konnte sich lange Zeit hauptsächlich beim *Africa Cup* Ausdruck verschaffen, der als innerafrikanische Kontinentalmeisterschaft bis in die 1980er Jahre allerdings sportlich eher zweitklassig einzustufen war.

Der Africa Cup ist seit 1957 das Fußballturnier, bei dem die afrikanischen Nationalverbände ihren kontinentalen Meister ermitteln

Eine neue Dimension erhielt die Fußballbegeisterung in Kamerun im Jahre 1990 dadurch, dass Kamerun als erster afrikanischer Staat bei einer Fußballweltmeisterschaft in ein Viertelfinale einzog. Bis dahin hatten afrikanische Teams bei der Leistungsschau des Weltfußballs immer nur eine untergeordnete Rolle gespielt.

1934 war erstmals ein afrikanisches Team bei einer Weltmeisterschaft dabei (Ägypten); 1974 in Deutschland verabschiedete sich der erste Vertreter Subsahara-Afrikas (Zaire) noch mit einer Bilanz von 0:14 Toren aus dem Wettbewerb. Durch Kamerun wurde der Fußball Subsahara-Afrikas auf der Karte des Weltfußballs markiert: Bereits 1982 in Spanien hatte die Mannschaft Kameruns die Vorrunde ungeschlagen absolviert und musste nur aufgrund des schlechteren Torverhältnisses dem späteren Weltmeister Italien den Weg in die Zwischenrunde freimachen. 1990 besiegte Kamerun im ersten Spiel des Turniers den amtierenden Weltmeister Argentinien und steigerte sich danach immer mehr, ehe es im Viertelfinale nach zwei umstrittenen Elfmetern England mit 2:3 unterlag.

Aufstieg zum nationalen Sport

Mit diesem Auftritt Kameruns wurde auch die Weltmeisterschaft zu einer Bühne, auf der afrikanische Mannschaften nicht mehr als „Punktlieferanten“ fungierten, sondern als gleichwertige Gegner im Konzert der weltbesten Mannschaften ernst genommen wurden. Bei der Weltmeisterschaft 2002 gelang dem Senegal als zweitem afrikanischen Team der Einzug in die Runde der besten acht Mannschaften. Diese Aufwertung des afrikanischen Fußballs trug massiv dazu bei, dass der Fußball in Afrika noch mehr zur nationalen Visitenkarte aufstieg. Denn auf kaum einem anderen Gebiet sind afrikanische Staaten international ähnlich wettbewerbsfähig wie auf dem Gebiet des Fußballs. Hinzu kommt, dass der Fußball über diese nationale Aneignung hinaus beträchtliche Beiträge zur Stiftung einer panafrikanischen Identität leistet.

Schon 1976 gewann Milla den „goldenen Fußball“ als bester Spieler Afrikas und wurde mit 23 Jahren somit Fußballer des Jahres.

Zum einen brachte der Fußball gesamtafrikanische Sportidole hervor – an der Spitze zweifellos Roger Milla. Es war vor allem der Fußballkunst dieses kamerunischen Stürmers zu verdanken, dass sich seine Mannschaft bei der Weltmeisterschaft 1990 in Italien in den Geschichtsbüchern verewigen konnte. Milla wurde dadurch zu einer afrikanischen Berühmtheit, zum „Pelé Afrikas“ – auch deswegen, weil er sich sozial engagiert (so etwa bei Projekten zur Bekämpfung der



Ein kamerunischer Fan wird vor dem Halbfinale des 2008 African Cup of Nations gegen Ghana im Ohene Djan Sports Stadium bemalt. © Jake Brown, flickr.com

Malaria) und politische Verantwortung übernahm (so etwa als UN-Botschafter Kameruns). Milla ist das international visible Gesicht des afrikanischen Fußballs; zugleich kommt in seiner Person zum Ausdruck, wie sehr der internationale Fußball seit zwanzig Jahren afrikanische Stilelemente aufgegriffen hat.

Damit hat der Fußball einmal mehr seine Kraft zur Akkulturation unter Beweis gestellt. Milla war es, der mit seinen legendären Freudentänzen nach Art des afrikanischen Tanzes Makossa um die Eckfahne eine neue Variante des Torjubels kreierte, die danach einen Siegeszug im europäischen Fußball erlebte. Als Multiplikatoren erwiesen sich Hunderte von Spielern aus Afrika, vor allem südlich der Sahara, die seit den 1990er Jahren in den weltbesten Ligen in England, Deutschland, Spanien, Frankreich und Italien auftraten und die Fußballkultur auf dem „grünen Rasen“ mit originellen Beiträgen aus ihrer Heimat bereicherten.

Entfesselte Fußballkunst

Die Afrikanisierung des Fußballs findet aber auch darin ihren Ausdruck, dass eine spezifisch afrikanische Art des Fußballspiels als Gegenmodell zum europäischen Fußball konstruiert wird. Demnach zeichnet sich der afrikanische Fußball dadurch aus, dass er sich nicht dem Diktat eines starren, durchorganisierten Ergebnisfußballs unterwirft, sondern sich ursprüngliche Spielfreude und taktisch ungebändigte Lust zur Offensive bewahrt hat.

Diese Selbstzuschreibung besitzt starke Ähnlichkeiten mit jenem Fußballstil, den einst die Brasilianer als typisch brasilianische Eigenschaft für sich reklamierten, ehe sie zumindest seit ihrem Sieg durch Elfmeterschießen in einem torlosen Endspiel gegen Italien bei der Weltmeisterschaft im Jahre 1994 die vermeintlich europäischen Tugenden Disziplin und Defensivstärke mit großem Erfolg beherzigen. Manches spricht dafür, dass der afrikanische Fußball den Weg des brasilianischen Fußballs einschlägt – ob auch mit entsprechendem sportlichen Erfolg, darauf wird die Weltmeisterschaft in Südafrika eine erste Antwort geben.

Bafana Bafana („Die Jungs“) macht sich berechtigte Hoffnungen, das beste Ergebnis eines afrikanischen Teams bei einer WM zu erreichen.



Seit wann arbeiten Sie in Afrika?

Seit 1999 bin ich immer wieder bei den Kaizer Chiefs tätig. Erst in Teilzeit, dann als Vollzeit-Torwarttrainer. Seit Juli 2005 lebe ich überwiegend hier in Johannesburg.

Wie bringt man als Trainer deutsche Disziplin ins Spiel?

Ich habe von Anfang meinen Torhütern gesagt: „No show, now dancing“. Das haben die sehr schnell verstanden. Ich lege auch großen Wert auf Techniktraining, da die meisten leider keine Grundausbildung genießen haben. Eine sogenannte Torwart-Kasse die ich eingeführt habe, dient auch dem Zwecke Disziplin. Die Torhüter dürfen dort 50 Rand einzahlen wenn sie diverse Absprachen nicht einhalten – und am Ende der Saison gehen wir gemeinsam von dem Geld essen.

Gibt es Unterschiede in der Fußball-Philosophie zwischen Afrika und Europa? Was ist an dem Vorurteil dran, dass den Afrikanern das Toreschießen schwerfällt ?

Ein Sieg ist ein Sieg. Ob in Europa oder Afrika. Da gibt es keinen Unterschied. Aber es stimmt, die Afrikaner lieben Kabinettstückchen mehr als den Torabschluss. Ich erinnere mich gut an einen meiner ersten Besuche in einem südafrikanischen Stadion: Der Spielmacher der Chiefs hat den Ball in Höhe der Mittellinie. Auf einmal springen alle Zuschauer auf, und jubeln. Ich frage: „Was ist denn jetzt los?“. Und ein Zuschauer antwortet: „Siehst du das denn nicht? Wie er mit dem Ball tanzt? Grandios“. In Deutschland wäre das so nicht denkbar, denn da wäre gleich ein gegnerischer Spieler zwischen gegangen und hätte gestört. Im Prinzip sollte man den Spielern und Torhütern aber trotzdem einen Teil ihrer südafrikanischen Spielkultur belassen und diese mit einem Schuss europäischer Taktik und Disziplin mixen. Ich glaube, das ist der Schlüssel zum Erfolg.

Inwiefern unterscheidet sich die Arbeit hier von der Arbeit in Deutschland?

Man wird mit Problemen konfrontiert, die es in Deutschland so nicht gibt. Als der Schiri unseren Torwart Itu zum Beispiel im Dezember wegen einer Tötlichkeit vom Platz verwies, habe ich nachher lange mit ihm gesprochen. Im Gespräch erzählte er mir dann von familiären Problemen. Itu muss sich – wie viele afrikanische Männer, die Geld verdienen – um seine ganze Familie inklusive seiner Geschwister kümmern. Daher hat er auf dem Feld diesen Fehler gemacht. Es hatten sich aus den geschilderten Gründen Aggressionen angestaut, die dann in dieser Aktion endeten.

Die WM ist so wichtig für Südafrika, weil...

... sich schon allein im Bereich der Infrastruktur durch die WM einiges verbessert. Ich glaube, dass viele Menschen die Vorzüge Südafrikas erkennen werden, wenn die WM erfolgreich gelaufen ist. Internationale Unternehmen werden feststellen, dass es sich lohnt, in Südafrika zu investieren. Das Land kann sich von seiner besten Seite präsentieren: Tiere, Weine, Meer, wunderbare Landschaften. Ich bin sicher, dass Südafrika das Touristenziel Nummer Eins für Europäer wird – und das alles ohne Jetlag!



Die WM 2010 wird ein Erfolg, weil...

... alles viel besser ist als es von den Medien dargestellt wird. Vor einem Jahr noch haben alle gesagt: „Die Stadien werden nicht fertig“. Jetzt sind sie fertig. Südafrika hat sich so viele externe Hilfen ins Land geholt – unter anderem auch deutsche Architekten – da kann gar nichts mehr schiefgehen. Südafrika ist nicht gleich der Rest von Afrika, das haben viele doch noch nicht verstanden.